

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 11 (2004)
Heft: 122

Artikel: Rhizome und Mörder
Autor: Vetsch, Florian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-885317>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

RHIZOME UND MÖRDER

«Ein Buch ist wie ein Garten, den man in der Tasche trägt», sagt ein arabisches Sprichwort – und tatsächlich wucherts in der Weltliteratur wild drauflos. Florian Vetsch, Peter Kamm, Rolf Bossart und Paul Ott haben draussen im Wind Helmut Salzinger, bei den Kartoffelfeldern Gilles Deleuze und Félix Guattari sowie am Springbrunnen Johann Wolfgang von Goethe getroffen und unterm Laub nur wenige Leichen entdeckt. Vier Lektüretipps für den Liegestuhl.

Von der Beunruhigung der Idylle.
Helmut Salzingers Gärtner im Dschungel
von Florian Vetsch

«Um den Bäumen beim Wachsen zusehen zu können, braucht es vor allem Zeit und Geduld, und beides muss ich mir erst erwerben; denn nur unter der Beharrlichkeit des Zublicks geben sich die Bäume allmählich als Wesen mit eigener Individualität zu erkennen, die sich dem annähert, was wir im Hinblick auf Menschen als Persönlichkeit bezeichnen», schreibt Helmut Salzinger (1935-1993) in seinem Gartenbuch *«Der Gärtner im Dschungel»* (1992). Salzinger erwarb sich diese «Geduld», nachdem er sich aus der deutschen Grossstadt aufs Land zurückgezogen hatte. In Odisheim, einem abgelegenen Dorf im norddeutschen Flachland, betrieb er auf der «Headfarm» zusammen mit seiner Frau Mo und einer Hand voll eingeschworener Mitstreiter eine Alternativpresse, in der er in Minimalauflagen seine Lyrik und seine Zeitschrift *«Falk»* publizierte.

Dass der Autor des wütend zur Revolution aufrufenden *«Langen Gedichts»* (1970), der Pop-Kritiker und Verfasser des *«Swinging Benjamin»* (1973) aber jene «Geduld» für das Betrachten der Bäume erlernte, dafür ist – neben vielen anderen Werkstellen – einer der schönsten Belege das Gedicht aus der Sammlung *«Stille Wasser»* (1987), in dem Salzinger vom Tanzen der Bäume spricht:

Letzter Tango

die drei grossen
Eschen auf dem
Göschedeich sterben

die mittlere ist schon tot
ihr fehlt schon die Rinde
unten am Stamm
wo die jungen Stiere sich das Fell
geschabt, die diesen Platz bewachen

drei riesige Eschinnen vor
der Sonne, die geht unter
sie tanzen ihren letzten
Tanz, der dauert Jahre

Man muss schon sehr genau hinsehen und lange, um so etwas ins Visier bringen zu können, so etwas wie den «letzten Tango riesiger Eschinnen» ... Man muss aber auch über den Garten hinaussehen, übers Feld zum Deich in diesem Fall, oder noch weiter. Salzinger transzendierte die konservative Enge der bürgerlichen Gartenpflege keineswegs nur in der konkreten Anschauung, sondern auch und zumal im Schweifenlassen der Reflexionen über sein Tun und Lassen als Gärtner, das sich gegen alles herkömmlich-ordentliche Umstechen,

Ziehen, Beschneiden, Stutzen, Jäten, Rechen, Verpflanzen etc. sträubte.

So schrieb er zum Beispiel: «Man sollte sich darüber klar sein, dass nicht bloss die chemische, sondern auch die biologische Kriegsführung längst ins Programm der gärtnerischen Umgestaltung der Welt zu einem irdischen Paradies aufgenommen worden ist. Mein Versuch, mittels des *Bazillus thuringiensis* den Raupen der Stachelbeerblattwespe beizukommen, ist nichts anderes gewesen, als was die biologische Kriegsführung unter Menschen bezweckt: die Verbreitung bestimmter Krankheitskeime, die Epidemien erzeugen und die gesamte infizierte Bevölkerung ausrotten sollen. Noch dazu steht diese Methode im Garten in dem Ruf, besonders umweltschonend und – freundlich zu sein. Nach dem gleichen Prinzip wurden seinerzeit die Indianer Manhattans von den Holländern mit Woldecken ausgestattet, die mit dem Erreger der Masern infiziert waren, woraufhin die Insel Manhattan nach einer gewissen Zeit als indianerfrei gemeldet werden konnte.»

Das ist wahrlich keine Beschaulichkeitsprosa, keine Schrebergartenidylle! Doch erst neben solchen kulturkritischen Passagen gewinnen andere aus Helmut Salzingers *«Gärtner im Dschungel»* ihre Berechtigung, jene Stellen, in denen er Zusammenhänge freilegt, die uns Heutigen allzu oft abhanden kommen, an die wir uns aber gerne erinnern lassen, wie hier: «Mein Zeitgefühl hat sich verändert. Zeit ist ein gleichmässiger Fluss geworden. Sie geht an mir vorbei wie das Wasser in einem Fluss, das vorbeiströmt. Gleichmässig. Die Jahre werden rund, gehen auf, gehen ab und wieder auf. Wie die Sonne zwischen Morgen und Nacht. Mein Blick weitet sich, ich bekomme ein Gefühl für natürliche Rhythmen. Das Jahr schliesst sich zu einer zyklischen Einheit zusammen, einer Vegetationsperiode von Wachsen, Vergehen und Ruhe. Dann eine neue Runde. Jede Pflanze nimmt daran teil, und ich nehme allmählich wahr, dass auch ich selber, wenn ich es nur zulasse, an diesem rhythmischen Kreislauf beteiligt bin. Ich gehe zwischen den Lebewesen, die den Garten bevölkern, herum und habe gelegentlich das Gefühl, selber ein solches Lebewesen zu sein, ein Wesen wie alle, von ihrer Art und Natürlichkeit. Das Empfinden, das sich dabei zuweilen einstellt, erinnert mich an so etwas wie Glück.»

Macht Rhizome und keine Wurzeln! Deleuze und Guattaris neuer Denkansatz von Peter Kamm

«Findet die Stellen in einem Buch, mit denen ihr etwas anfangen könnt. Wir lesen und schreiben nicht mehr in der herkömmlichen Weise», sagen Deleuze und Guattari: Wir sprechen nur noch von Vielheiten, Linien, Schichten, Segmentierungen, Fluchten und Intensitäten. Solche Vielheiten kann man Rhizom nennen. Knollen und Knötchen sind Rhizome. Pflanzen mit grossen oder kleinen Wurzeln können rhizomorph sein. Auch die Tiere sind es, wenn sie Meuten bilden, zum Beispiel die Ratten. Ein Bau ist in allen seinen Funktionen rhizomorph: Als Wohnung, Basis, Vorratsraum, Labor, Rangiergelände, Versteck und Ruine.

Im Rhizom gibt es das Beste und das Schlimmste, die Kartoffeln und das Unkraut. Jeder beliebige Punkt eines Rhizoms kann und muss mit jedem anderen verbunden werden. Es passiert eine unaufhörliche Verknüpfung. Es gibt keine Sprache, sondern einen Wettstreit von Dialekten, Mundarten, Jargons und Fachsprachen. Auch kann ein Rhizom an jeder Stelle gebrochen und zerstört werden, es wuchert entlang seinen eigenen oder anderen Linien weiter. Man wird mit den Ameisen nicht fertig, weil sie ein tierisches Rhizom bilden. Wespe und Orchidee machen auch Rhizome: Wespen-Werden der Orchidee, Orchidee-Werden der Wespe.

Es ist möglich, dass die Schemata der Revolution mehr und mehr dazu tendieren, das alte Modell des Baumes und der Abstammung aufzugeben. Der rosarote Panther ahmt nichts nach, er reproduziert nichts, er malt die Welt in seiner Farbe, rosarot auf rosarot. Das ist seine Welt, er macht seinen Bruch, organisiert sein Verschwinden, wird selbst unsichtbar, treibt seine Fluchtlinie auf die Spitze. Den Pflanzen folgen: Selbst wenn sie Wurzeln haben, gibt es immer noch ein Aussen, indem sie mit etwas anderem ein Rhizom bilden können – mit dem Wind, mit einem Tier, mit dem Menschen.

Du sollst dich nicht um deinen Garten kümmern. Goethes Wahlverwandschaften von Rolf Bossart

Die Gartenkunst ist eine ungeheure Sache, und mit Ungeheuern soll man nicht spassen, das wusste schon Goethe. Besser also, man pflanzt Rüben, gibt dem Teufel das Kraut, frisst die roten Wurzeln selber und geht hinterm Maschendrahtzaun in Deckung.

Die alte Wut über die Vergitterung der privaten Grundstücke ist zynisch geworden. Denn es ist ja nun Mode, die Hecken und Zäune um die Gärten der Einfamilienhäuschen als Segen aufzufassen, als Schutz der Passanten vor dem unliebsamen Anblick der sonnenbebrillten Strauchpflegerinnen und der bierbauchigen Grillmeister.

Gehe zuerst zu deiner alten Pflanze und sieh dir genau die Wasserrinnen des Regens an. Inzwischen muss der Regen die Samen weit fortgetragen haben. Beobachte die Rinnen des Abflusses, und von da musst du die Richtung des Laufs erkennen. Dann suche die Pflanze, die am weitesten entfernt von deiner Pflanze wächst. Alle Teufelskrautpflanzen gehören dir. Wenn sie später Samen tragen, kannst du dein Gebiet vergrössern, indem du auf dem Weg zum Wasserlauf jeder Pflanze folgst. Aus Zweigen und Wurzelteilen können plötzlich Knospen treiben.

Rhizomorph heisst, Stengel und Fasern produzieren, die aussehen wie Wurzeln oder besser: die gemeinsam mit ihnen in den Stamm eindringen und einen neuen und ungewöhnlichen Gebrauch von ihnen machen. Wir sind des Baumes und der Wurzeln müde, sie zeichnen ein trauriges Bild des Denkens. Wir dürfen nicht mehr an die Bäume glauben, an grosse und kleine Wurzeln, wir haben genug darunter gelitten. Nur unterirdische Sprösslinge und Luftwurzeln, Wildwuchs und das Rhizom sind schön, politisch und verlieben sich.

Die Stadt ohne Wurzeln, Rhizomstadt der Stengelkanäle, wo sich Ödheit und Langeweile mit grosstem Wahnsinn treffen und verbinden. Baumsysteme sind hierarchisch und enthalten Zentralautomaten, die als organisiertes Gedächtnis funktionieren. Dieser Struktur der Macht setzen wir die Kommunikation zwischen beliebigen Nachbarn entgegen, wo Stengel und Kanäle nicht schon von vornherein existieren, wo alle Individuen miteinander vertauschbar und durch einen momentanen Zustand definiert sind.

Seltsam, wie der Baum die Wirklichkeit und das gesamte Denken des Abendlandes beherrscht hat, von der Botanik bis zur Biologie: Der Wurzelgrund, roots and foundations. Der Orient zeigt ein anderes Muster: eher ein Verhältnis zu Steppe und Garten als zu Wald und Feld, eine Knollenkultur.

MARIANNE KNAPP UND DIE BLUMEN

Kopfschüttelnd setzt sie den Giessaufsatz auf die Kanne. Sie tut es für ein schöneres Bild, der Fotograf hat es so gewünscht. «Oje! Wenn das ein Gärtling sieht! So wässert man nicht.» Aber Marianne Knapp lacht und füllt gut gelaunt wieder und wieder Wasser nach. «Wenn ich im Garten bin», sagt sie, «bin ich immer fröhlich.» Zurzeit ist sie besonders oft draussen. Es gibt viel zu tun.

Zur Hauptblütezeit im Juni und Juli wird ihr Garten wieder eine Märchenwelt voller Farben und Düfte sein. Hier blühen jeden Sommer so viele Blumen, Marianne Knapp könnte allen ihren Bekannten täglich einen Blumenstrauss schenken, und dennoch würde sich die Fülle nicht auflökern. Im Frühling wirkt der steile Hang vor ihrem Haus in St. Georgen mit den verschlungenen Wegen und Steintreppen fast ein bisschen unscheinbar. Aber nur, bis mich die Expertin auf einen Rundgang mitnimmt. Der Frühling sei die Zeit der Entdeckungen. «Oh, schauen Sie, diese Knospe, da kommt eine Pfingstrose! Ui, auch der hier hat schon ein Köpfli! Und hier, das wird auch ein ganz herziger Storchenschnabel! Ah, sehen Sie das, ein Schneeball! So eine Überraschung! Ich liebe Überraschungen!» Oder plötzlich entdeckt sie eine Gruppe Pfefferminzkäfer und flüstert: «Das müssen Sie sich anschauen: Die warten auf den Pfefferminz, der hier bald rauskommen wird.» Immer wieder graben sich Marianne Knapps Finger dann in die Erde, tasten die Wurzeln von Knospen ab. Manchmal gräbt sie ein Pflänzchen aus, setzt es woanders wieder ein. Der Schneeball soll schliesslich nicht nur an einer Stelle blühen. Marianne Knapp pflanzt ihre Blumen, Stauden und Sträucher nicht nach ästhetischen Prinzipien, sortiert nicht nach Farben oder Sorten. Sie entscheidet nach dem Gefühl, wo sie ein junges Pflänzchen einsetzt, mag es, wenn's üppig und wild aussieht und lässt den Garten vor allem gern selber machen.

Oft vergisst Marianne Knapp den Namen einer Pflanze wieder. Das sei ihr nicht wichtig. Das Fachwissen überlässt Sie ihrem Mann, der als «Gartenpädagoge» im Botanischen Garten arbeitet. «Und glauben Sie ja nicht, ich hätte einen grünen Daumen», fügt Marianne Knapp an und lacht: «Ich setze einfach so viel, da bemerkt niemand, dass manches in meinem Garten nicht gedeiht.» **Sabina Brunnschweiler**

Was seine Protagonisten ausführlich und hingebungsvoll als Landschaftsverschönerung und perfekte Gartenidylle gestalten und formen, wird im Verlauf der Handlung zunehmend als Schauplatz des Grauens entziffert. Denn das Unheil erwischt die vier Romanfiguren inmitten ihrer selber angelegten Gartenpracht. Offensichtlich hat das Begräbnis der Wege, das Ausheben eines Teiches, das Verlagern von Erde, das Pflanzen von Ziersträuchern und das Errichten von Gartenlauben sie nicht davor schützen können, obwohl sie an nichts wie daran glauben. Ihr ganzer Ernst, ihr voller Einsatz richtet sich auf die Gartenarbeit, und ihre ganze Hoffnung nach glücklichem und gesittetem Leben ruht auf dem Wohlsein im fertig gestellten Garten. Daneben aber achten sie die wirklich anfallende Arbeit gering, überlassen den Feldbau den Bediensteten und lassen sich in ihren Beziehungen von Leidenschaften und missdeuteten Zeichen treiben. So bestimmt der Zufall und das Spiel über das, was dringend eine ordnende Vernunft nötig hätte, und das, was nur als Spiel und Zeitvertreib gedacht ist, erhält den ganzen Willen und alle Schaffenskraft.

Bis schliesslich Zuversicht und Selbstüberschätzung der Romanfiguren im einen Bereich sich in totale Ohnmacht und Minderwertigkeit beim anderen verkehrt. Denn genauso wie sie sich bei der Gestaltung des Gartens allmächtig wähnen und der Natur ihr Recht nicht lassen, so verdrängen sie ihren Anteil an Schuld am Verderben ihrer Beziehungen und glauben sich ohnmächtig gegenüber dem Schicksal. Diese Spaltung der Ich-Struktur der Figuren in einen allmächtig gestaltenden Teil, der sich als Objekt den Gartenbau, also Natur und Technik ausersehen hat, und in einen ohnmächtig passiven Teil, der aufs Soziale und Ökonomische passt, wirkt sich fatal aus: Einerseits muss die Veredelung des Gartens mit immer brachialeren Mitteln durchgesetzt werden und andererseits geraten die Figuren durch allerlieblichste Spiele und Nettigkeiten immer tiefer in die Katastrophe untereinander. Goethe meint damit dies: Die gezähmte Natur, die ganze Gartentechnik vermag nichts gegen verwildernde Sozial- und Wirtschaftsstrukturen, ja mehr noch, sie wird, weil sie in verkehrter Absicht verwirklicht wurde, leicht zum Schauplatz oder zum Anlass des Unglücks. Im Roman ersäuft das Mädchen im Gartenteich und die hiesigen Kleingartenbesitzer prozessieren um die Höhe ihrer Blautannen. Aber Goethe und mir geht es längst um mehr als nur um Gärten. Unheilvoll gespalten sind also nicht nur Rosen züchtende Mörder und nicht nur asoziale Wirtschaftsbosse, sondern zum Beispiel auch das staatliche Fehlverhältnis von grösster Mächtigkeit in der Vergabe von Forschungsgeldern und grösster Ohnmacht in der Kontrolle von Forschungsergebnissen. Goethes Werk zeigt den Garten nicht als Symbol des Schönen, sondern als Symptom für die Spaltung des zivilisatorischen Bewusstseins. Die Veredelung bleibt dekorativ, weil sie nicht primär auf die reale menschliche Lebenssphäre gerichtet ist und auch nicht gerichtet sein

kann. Denn biblisch gesprochen sind wir aus dem Garten längst vertrieben, die Rückkehr ist verwehrt. Der Ort des real existierenden Lebens ist nicht der Garten, sondern die Arbeit und das Zusammensein. Die Bemühungen um Schönheit, Zähmung und Veredelung müssen sich auf diese Bereiche richten. Dem Garten aber bleibt sein Recht als Sehnsuchtsbild, damit alle Arbeit einmal Gartenarbeit wird und alles Zusammensein dem Sitzen in der Laube gleicht.

Der Mörder ist selten der Gärtner.

Theodor Fontanes und Anne Chaplets Mordpläne von Paul Ott

«Überhaupt wurde Graben und Gartenarbeit mehr und mehr seine Lust, und die mit dem Spaten in der Hand verbrachten Stunden waren eigentlich seine glücklichsten.» Zu den andern Zeiten nämlich muss der Wirt und Kaufmann Abel Hratscheck an seine Spielleidenschaft, die Schulden und an die Ansprüche seiner Frau Ursel denken, die sagt: «Das darf nicht sein. Alles andre. Nein, Hratscheck, das darfst du mir nicht antun, da nimm ich mir das Leben oder geh in die Oder, gleich auf der Stelle. Was Jammer und Elend ist, das weiss ich, das hab ich erfahren ... Armut ist das Schlimmste, schlimmer als der Tod, schlimmer als ...» – ein Verbrechen, will die Ursel in Theodor Fontanes «Unterm Birnbaum» (1885) wohl sagen.

Hratscheck aber gräbt weiter und findet im Garten knapp neben dem Birnbaum das Skelett eines Soldaten, was ihn auf eine Idee bringt. Er muss bloss einen reichen Reisenden umbringen, und seine Frau und er werden der Armut enttrinnen – der geplante Mord nimmt seinen Lauf, doch wer weiterliest, merkt bald: Ganz so einfach wird es nicht, der Garten als Handlungsort von Krimis nämlich birgt so seine Probleme. Wohl ist er ein geschlossener Raum, er öffnet sich aber zugleich der Welt. Er ist die Grenze zwischen privat und öffentlich, er ist – je nach Gestaltung – unübersichtlich oder einsehbar. Das Schaufeln eines Grabes jedoch benötigt den zusätzlichen Schutz der Dunkelheit, die frisch aufgeworfene Erde ist noch wochenlang sichtbar. Das Töten im Garten kann nur einem Akt der Verzweiflung entspringen, bei einer geplanten Tat würde man sich niemals derart der Öffentlichkeit aussetzen.

Vielleicht ist dies der Grund, dass Krimiautorinnen und -autoren für den eigentlichen Akt des Tötens eher das Innere eines Hauses bevorzugen. Denn der Garten ist auch ein Hort des Friedens, etwas der Welt gegenüber Offenes, mit dem man einen Teil seiner Selbst preisgibt, während der Hof – also das Drinnen – den Charakter des Privaten, Abgeschlossenen hat. Deshalb auch findet der Mensch seinen letzten Aufenthalt – wenn alles mit rechten Dingen zugeht – in einem Friedhof, der durch eine Mauer von der Aussenwelt getrennt ist.

Da ertrinkt Reinhard Meys Lied «Der Mörder

ist immer der Gärtner» – weiter ist der Ursprung dieser Aussage nicht zurückzuführen als auf diesen Song aus den Siebzigerjahren – schon beinahe in banaler Harmlosigkeit, wenn er uns auf eine Reise mit berühmten Detektiven mitnimmt. Im aktuellen Krimi nämlich scheint der Garten als Handlungsort in Vergessenheit zu geraten. Wohl wird noch ab und zu unter dem Laub eine Leiche kompostiert, also zum Verschwinden gebracht – ansonsten aber darf, wie bei Anne Chaplet in «Wasser zu Wein» (1999), ganz offensichtlich gemordet werden:

««Spiel mir das Lied vom Tod» war wieder angesagt. Erwin, der Mann mit dem Rancherzaun um sein penibel gepflegtes Grundstück, unterlegte seine Vernichtungsfeldzüge stets mit klassischen Hits. Normalerweise erklang der Gefangenenchor aus «Nabucco», wenn er auf seinem golffähigen Rasen kniete, um in Maulwurfshügel, die das Grün entweihten, komplizierte Todesmaschinen einzubauen. Heute war es ausgerechnet «O Fortuna» aus den «Carmina Burana» von Carl Orff – die Musik aus der Kaffeewerbung, ja, so kam abendländische Kultur aufs Land, zu der er Ameisentod ausbrachte und seine mickrige Strauchrose mit Giftschwaden einnebelte. «Sors immanis et inanis» – ungeheures und ungewisses Schicksal. Wie passend. Friedliches Landleben. Bremer seufzte auf. Stille Idylle. Sanfte Natur. In Wirklichkeit war das Landleben, wie jeder wusste, der hier lebte, laut, grausam und gefährlich. Er steckte die Schere in die Hosentasche, lehnte sich an den Pfosten neben dem Gartentor und sah seinen Nachbarn beim Morden zu. An Tagen wie diesen wusste er, dass er nie wieder in die Stadt zurück wollte. Wo sonst durfte man die Sau derart rauslassen?»

J.W. von Goethe und Theodor Fontane stehen schon im Bücherregal, «Der Gärtner im Dschungel» von Helmut Salzinger ist 1992 im Kellner Verlag Hamburg, «Rhizom» von Gilles Deleuze und Félix Guattari 1977 im Merve Verlag Berlin und «Wasser und Wein» von Anne Chaplet 1999 im Kunstmann Verlag München erschienen.

Florian Vetsch, 1960, ist Literaturvermittler und Mittelschullehrer in St.Gallen, Peter Kamm, 1958, ist Künstler in Arbon und St.Gallen, Rolf Bossart, 1970, ist Theologe und Publizist in St.Gallen und Paul Ott, 1955, in Goldach und St.Gallen aufgewachsen, schreibt unterm Pseudonym Paul Lascaux in Bern Krimis und kriminelle Geschichten, die u.a. beim Orte-Verlag Wolfhalden erschienen sind.